



Leseprobe

Julie Kagawa

Talon – Drachenherz
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 544

Erscheinungstermin: 13. Oktober 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

DAS BUCH

Es gibt nichts Gefährlicheres, als dein Herz dem Falschen zu schenken ... Seit sich das Drachmädchen Ember und der St.-Georgs-Ritter Garret das erste Mal gesehen haben, ist ihr Leben aus den Fugen geraten. Sie sind dazu bestimmt, einander bis zum Tode zu bekämpfen, doch sie kommen nicht gegen die starken Gefühle füreinander an. Als Garret Ember in der Stunde der Entscheidung rettet, wird er als Verräter eingekerkert. Ember fasst den halsbrecherischen Entschluss, ihn aus dem Hauptquartier der Georgsritter zu befreien. Das kann ihr aber nur mithilfe des abtrünnigen Drachen Cobalt gelingen. Doch wird der sein Leben aufs Spiel setzen, um seinen Erzfeind – und Rivalen um Embers Herz – zu retten? Und selbst wenn der Plan gelingt: Welche Chance hätten die drei ungleichen Gefährten, wenn der Talonorden und die Georgsritter sie jagen?

»Nachdem Julie Kagawa schon mit Feen für Verzauberung sorgte, legt sie jetzt mit Drachen nach.«

Love Letter Magazin

DIE AUTORIN

Schon in ihrer Kindheit gehörte Julie Kagawas große Leidenschaft dem Schreiben. Nach Stationen als Buchhändlerin und Hundetrainerin machte sie ihr Interesse zum Beruf. Mit ihren Fantasy-Serien *Plötzlich Fee* und *Plötzlich Prinz* wurde Julie Kagawa rasch zur internationalen Bestsellerautorin. In der *Talon*-Serie erzählt sie die Geschichte einer verbotenen magischen Liebe. Julie Kagawa lebt mit ihrem Mann in Louisville, Kentucky.

JULIE KAGAWA

Talon

DRACHENHERZ

Zweiter Roman

Aus dem Amerikanischen von
Charlotte Lungstrass-Kapfer

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe:
ROGUE – THE TALON SAGA, BOOK 2

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Taschenbuchausgabe 10/2022
Copyright © 2015 by Julie Kagawa
Copyright © 2022 dieser Ausgabe und der Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Redaktion: Sabine Thiele
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: Christine Roithner Verlagsservice, Breitenau
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-32175-5

Für Laurie und Tasbya

Garret

Vor mir saßen sechs schweigende Männer. Sie musterten mich mit Blicken, die alles zwischen abschätzend und misstrauisch waren, während wir auf die Verlesung der Anklage warteten. Männer in schwarz-grauen Uniformen, die stolz das Zeichen des Ordens auf der Brust trugen, ein rotes Kreuz auf weißem Schild. Ihren rauen, von tiefen Falten durchzogenen Gesichtern sah man an, dass ihr Leben von Krieg und Kampf bestimmt wurde. Einige kannte ich nur dem Namen nach. Andere hatten mich ausgebildet, und ich hatte, ohne zu zögern, unter ihnen gekämpft und ihre Befehle befolgt. Am einen Ende des Tisches saß Lieutenant Gabriel Martin; seine dunklen Augen und seine Miene waren vollkommen undurchdringlich. Ich kannte ihn schon fast mein gesamtes Leben. Er hatte mich zu dem gemacht, was ich heute war – Soldat Tadellos, wie die Kameraden in der Einheit mich genannt hatten. Ein Spitzname, den sie mir während der vergleichsweise kurzen Zeit im aktiven Kampfeinsatz verpasst hatten. Im Laufe der Jahre hatte ich auch immer wieder *Wunderkind* gehört, oder *verdammter Glückspilz*, wenn sie weniger großmütig waren. Den Großteil meines Erfolgs verdankte ich Lieutenant Martin, denn er hatte in einem stillen, ernsten Waisenkind

etwas Bestimmtes gesehen und es immer wieder angetrieben, damit es sich noch mehr anstrenge, noch härter arbeite. Besser wurde als alle anderen. Also hatte ich das getan. Ich hatte mehr Feinde des Ordens getötet als irgendjemand sonst in meinem Alter, und ihre Zahl wäre wohl noch weiter angestiegen, wäre in diesem Sommer nicht etwas Unvorhergesehenes dazwischengekommen. Unabhängig von meiner jetzigen Situation: Ich war einer der Besten, und dafür musste ich Martin dankbar sein.

Aber der Mann, der mir nun gegenüber saß, war ein Fremder, ein teilnahmsloser Richter. Zusammen mit den anderen Männern hinter diesem Tisch würde er heute Abend über mein Schicksal entscheiden.

Ich stand in einem kleinen, spartanisch eingerichteten Raum ohne Fenster mit Fliesenboden, grellem Licht und niedriger Decke. Normalerweise wurde er für Einsatznachbesprechungen oder gelegentliche Meetings benutzt, dann stand der lange Tisch in der Mitte des Zimmers, und die Stühle waren um ihn herum angeordnet. Die Ordenshäuser verfügten – abgesehen vom Hauptquartier in London – nicht über spezielle Gerichtssäle. Natürlich war unter Soldaten immer wieder mit ungebührlichem Verhalten zu rechnen, und hin und wieder hob auch das Schreckgespenst Fahnenflucht sein hässliches Haupt, aber ausgewachsener Hochverrat galt als undenkbar. Absolute Loyalität der Sache gegenüber war für jeden Soldaten des Heiligen Georg eine Selbstverständlichkeit. Wer den Orden verriet, verriet einfach alles.

Der Mann in der Mitte richtete sich auf und musterte mich über den glänzenden Tisch hinweg. Sein Name war John Fischer, ein Captain, der höchsten Respekt genoss, und

ein Held auf dem Schlachtfeld. Seine linke Wange bestand nur noch aus wulstigem Narbengewebe und verheilten Brandwunden, die er so stolz trug wie eine Ehrenmedaille. Mit ausdrucksloser Miene verschränkte er die ebenfalls narbigen Finger und hob die Stimme.

»Garret Xavier Sebastian.« Bei der Nennung meines vollständigen Namens breitete sich sofort Stille aus. Das Verfahren war damit offiziell eröffnet. »Sie haben sich der Befehlsverweigerung schuldig gemacht«, fuhr Fischer fort, »haben ein Mitglied Ihrer Einheit angegriffen, mit dem Feind sympathisiert und drei eindeutig erfassten Zielobjekten die Flucht ermöglicht. Die Anklage lautet Hochverrat gegen den Orden des Heiligen Georg.« Er musterte mich scharf und fügte mit harter Stimme hinzu: »Haben Sie die Anklagepunkte verstanden, die gegen Sie vorgebracht werden?«

»Das habe ich.«

»Nun gut.« Mit einem Blick zu den Männern, die hinter mir an der Wand aufgereiht saßen, nickte er. »Dann fahren wir fort. Tristan St. Anthony, vortreten.«

Ein Stuhl quietschte, dann hörte ich leise Schritte, als mein ehemaliger Partner herankam und mit einigem Abstand neben mir Aufstellung nahm.

Ich starrte reglos geradeaus, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, genau wie er. Trotzdem erkannte ich am Rand meines Gesichtsfeldes den großen, schlanken Soldaten mit den kurzen dunklen Haaren, der nur wenige Jahre älter war als ich. Seine sonst ständig grinsenden Lippen waren nun fest zusammengepresst, und seine blauen Augen blickten ernst auf den Tisch vor ihm.

»Bitte schildern Sie dem Gericht nach bestem Ermessen die Ereignisse im Vorfeld der Razzia an jenem Abend und was anschließend geschah.«

Tristan zögerte. Ich fragte mich, was ihm jetzt, Sekundenbruchteile vor seiner endgültigen Aussage, durch den Kopf ging. Ob er wohl bereute, dass es so weit gekommen war?

»In diesem Sommer«, begann Tristan sachlich, »wurden Sebastian und ich nach Crescent Beach geschickt, eine Kleinstadt an der kalifornischen Küste. Wir hatten eindeutige Befehle: Wir sollten uns in der Stadt niederlassen, einen Schläfer aufspüren, der in der dortigen Bevölkerung platziert worden war, und ihn eliminieren.«

Der Mann in der Mitte hob die Hand. »Nur um das klarzustellen: Talon hatte also einen Agenten in Crescent Beach eingeschleust, und Sie wurden dort hingeschickt, um ihn zu finden?«

»Jawohl, Sir.« Tristan nickte knapp. »Wir waren dort, um einen Drachen zu töten.«

Ein leises Raunen ging durch den Raum. Seit dem Tag der Ordensgründung hatten die Soldaten des Heiligen Georg gewusst, wofür sie, oder besser gesagt wir, kämpften, was wir beschützten und was auf dem Spiel stand. Unser Krieg, unsere heilige Mission, war seit Jahrhunderten unverändert geblieben. Natürlich hatte der Orden sich im Laufe der Zeit weiterentwickelt: Schusswaffen und Computertechnologie hatten Schwerter und Lanzen ersetzt, aber unser Daseinszweck war noch immer derselbe. Wir hatten nur ein Ziel, und jeder einzelne Soldat verscrieb sich voll und ganz dieser Sache.

Der vollständigen Vernichtung unserer ewigen Feinde, der Drachen.

Die Allgemeinheit wusste nichts von diesem Krieg. Die Existenz der Drachen war ein streng gehütetes Geheimnis, und das galt für beide Seiten. Heutzutage gab es auf der Welt keine echten Drachen mehr, es sei denn, man zählte einige gewöhnliche Echten dazu, die aber nichts weiter waren als ein schwacher Abklatsch ihrer berühmten Namensvettern. Wahrhaftige Drachen, also jene riesigen, geflügelten, Feuer speienden Kreaturen, die überall auf dem Erdball in verschiedenen Mythen auftauchten – von den goldgierigen Monstern Europas bis hin zu den gütigen Regenbringern des Orients –, gab es nur in Legenden und Sagen.

Und genau das sollten die Leute glauben.

Wie der Orden des Heiligen Georg hatten sich auch unsere Feinde im Lauf der Jahre weiterentwickelt. Die Lehren des Georgsordens besagten, dass die Drachen kurz vor der Ausrottung gestanden hätten und zur Erhaltung ihrer Art einen Pakt mit dem Teufel eingegangen seien, durch den sie die Fähigkeit erhielten, menschliche Gestalt anzunehmen. Ob diese Geschichte nun stimmte oder nicht, zumindest der Teil mit der Verwandlung in einen Menschen entsprach der Wahrheit. Drachen beherrschten die Kunst der Imitation perfekt. Sie sahen aus wie Menschen, verhielten sich wie Menschen und klangen wie Menschen, sodass es fast unmöglich war, sie von normalen Sterblichen zu unterscheiden, selbst wenn man wusste, worauf man achten musste. Niemand wusste genau, wie viele Drachen heute noch existierten, denn sie hatten sich naht-

los in die menschliche Gesellschaft eingefügt, tarnten sich als Vertreter unserer Art und wurden so quasi unsichtbar. Doch unter diesem Deckmantel strebten sie danach, die Menschheit zu versklaven, Menschen zur unterlegenen Art zu machen. Unser Job bestand darin, so viele dieser Monster aufzuspüren und zu töten wie möglich, damit wir ihre Zahl immer weiter dezimieren und sie eines Tages hoffentlich endgültig ausrotten konnten.

Das hatte ich einmal geglaubt. Bis ich ihr begegnet war.

»Ich habe Ihren Bericht gelesen, St. Anthony«, fuhr Fischer nun fort. »Darin heißt es, Sebastian und Sie hätten Kontakt mit der Verdächtigen aufgenommen und eine Untersuchung begonnen.«

»Jawohl, Sir«, bestätigte Tristan. »Wir stellten Kontakt zu Ember Hill her, und Garret hat eine Beziehung zu ihr aufgebaut, um – wie es der Befehl vorsah – herauszufinden, ob sie der Schläfer war.«

Ember. Beim Klang ihres Namens kribbelte es in meinem Bauch. Vor den Ereignissen in Crescent Beach hatte ich genau gewusst, wer ich war: ein Soldat des Heiligen Georg. Meine Mission bestand darin, Kontakt zur Zielperson aufzunehmen, eindeutig zu bestimmen, dass es sich um einen Drachen handelte, und sie zu töten. Glasklar, schwarz-weiß, ganz simpel.

Aber ... so einfach war es nicht. Wie sich herausstellte, handelte es sich bei der Zielperson, die wir auslöschen sollten, um ein Mädchen. Ein fröhliches, draufgängerisches, lustiges, wunderschönes Mädchen, das gerne surfte, das mir das Surfen beibrachte, das mich jedes Mal, wenn wir zusammen waren, herausforderte, zum Lachen brachte und

überraschte. Ich hatte mit einer skrupellosen, heuchlerischen Kreatur gerechnet, die menschliche Gefühle nur vorspielen konnte. Aber Ember war nichts dergleichen.

Fischer wandte sich wieder an Tristan: »Und was haben Sie herausgefunden?«, fragte er, wohl damit das Gericht es noch einmal zu hören bekam. »Handelte es sich bei diesem Mädchen um den Schläfer?«

Tristan starrte reglos geradeaus, doch seine Miene war ernst. »Jawohl, Sir«, antwortete er, und mir lief ein kalter Schauer über den Rücken. »Ember Hill war der Drache, mit dessen Auslöschung wir beauftragt waren.«

»Verstehe.« Fischer nickte. Es herrschte völlige Stille im Raum, nur am Fenster summte eine Fliege, scheinbar dröhnend laut. »Bitte erklären Sie dem Gericht, was am Abend der Razzia passiert ist«, fuhr Fischer leise fort. »Als Sie und Sebastian den Drachen nach dem fehlgeschlagenen Überfall auf das Versteck bis zum Strand verfolgt haben.«

Ich schluckte schwer, denn nun würde mein Verrat noch einmal Schritt für Schritt vor allen ausgebreitet werden; jener Abend, der mich hierhergeführt, jene Entscheidung, die alles verändert hatte.

»Wir hatten das Versteck der Zielperson entdeckt«, begann Tristan mit kühler Professionalität. »Ein Nest mit mindestens zwei Drachen, vermutlich sogar mehr. Es war eine Standardrazzia: reingehen, Zielpersonen töten, rausgehen. Aber sie müssen wohl ein Sicherheitssystem am Haus installiert haben, denn als wir reingingen, ergriffen sie bereits die Flucht. Einen haben wir verwundet, aber sie konnten trotzdem entkommen.«

Mir wurde übel. Ich hatte den Zugriff geleitet. Unsere

Zielpersonen waren »entkommen«, weil ich Ember in dem Haus gesehen und gezögert hatte. Mein Befehl hatte gelautet, bei Sichtkontakt sofort zu schießen. Ich sollte alles niedermachen, was sich bewegte, egal ob Mensch oder Drache.

Aber das hatte ich nicht getan. Stattdessen hatte ich das Mädchen angestarrt und war unfähig gewesen, den Abzug zu drücken. Und durch diesen Moment des Zögerns war die Razzia gescheitert, denn Ember hatte ihre wahre Gestalt angenommen und das Zimmer in eine Flammenhölle verwandelt. Im Schutz des folgenden Tumults waren sie und die anderen Drachen durch einen Hinterausgang geflüchtet und über die Klippen davongeflogen, während die Villa bis auf die Grundmauern niederbrannte.

Niemand ahnte, was in diesem Zimmer geschehen war, dass ich Ember am anderen Ende meines Gewehrlaufs gesehen und einfach erstarrt war. Niemand wusste, dass Soldat Tadellos zum allerersten Mal ins Straucheln geraten war. Dass in diesem einen Augenblick meine Welt und alles, was ich gekannt hatte, einen Sprung bekommen hatte.

Und das war noch gar nichts im Vergleich zu dem, was anschließend passiert war.

»Die Razzia war also ein Fehlschlag«, stellte Fischer fest. Bei seiner Wortwahl zuckte ich innerlich zusammen. »Was ist dann passiert?«

Für den Bruchteil einer Sekunde huschte Tristans Blick zu mir. Es war fast nicht zu sehen, aber mein Herz begann zu rasen. Er wusste es. Vielleicht nicht alles, aber er wusste, dass nach der gescheiterten Razzia etwas mit mir geschehen war. Während man im Hauptquartier entschied, was wegen der

geflohenen Drachen unternommen werden sollte, war ich für kurze Zeit verschwunden. Tristan hatte mich wenig später aufgespürt, und wir hatten gemeinsam die Verfolgung aufgenommen, aber da war es bereits passiert.

Von den Ereignissen direkt nach der Razzia hatte ich nie jemandem erzählt. An diesem Abend hatte ich Ember angerufen und sie gebeten, sich auf einem abgelegenen Felsplateau mit mir zu treffen. Während der Razzia hatte ich Helm und Sturmmaske getragen, sie hatte also nicht wissen können, dass ich ein Georgskrieger war. Da sie ziemlich gehetzt klang, hatte ich leicht erraten können, dass sie gerade ihre Flucht plante, vermutlich gemeinsam mit ihrem Bruder. Immerhin wusste sie jetzt, dass der Orden in der Stadt war. Trotzdem war sie bereit gewesen, sich ein letztes Mal mit mir zu treffen. Wahrscheinlich, um mir Lebewohl zu sagen.

Mein Ziel war es gewesen, sie zu töten. Aufgrund meines Fehlers war die Mission gescheitert; also lag es in meiner Verantwortung, das zu korrigieren. Sie war ein Drache, ich ein Georgskrieger. Nichts anderes war von Belang. Aber dann stand ich wieder mit gezogener Waffe vor diesem Mädchen mit den grünen Augen, dem Mädchen, das mir das Surfen und das Tanzen beigebracht hatte und das manchmal so verstohlen lächelte, nur für mich ... Und ich konnte es nicht tun. Diesmal war es nicht nur ein kurzes Zögern. Nicht nur das Überraschungsmoment, das sofort wieder verflog. Ich stand ebenjenem Ziel gegenüber, dessen Vernichtung mich nach Crescent Beach geführt hatte – dem Mädchen, von dem ich nun wusste, dass es mein Feind war –, und ich brachte es einfach nicht über mich abzudrücken.

Und plötzlich griff sie mich an. Im einen Moment legte

ich noch auf ein Menschenmädchen mit schreckgeweiteten Augen an, und im nächsten lag ich auf dem Rücken, eingeklemmt unter einem fauchenden roten Drachen, dessen Zähne nur Zentimeter von meiner Kehle entfernt waren. Da wusste ich, dass ich sterben würde, entweder von Klauen zerfetzt oder von Drachenfeuer zu Asche verbrannt. Ich gab jeden Widerstand auf, und der Drache reagierte so, wie man es erwarten würde, wenn einer seiner Art einem Georgskrieger begegnete. Seltsamerweise verspürte ich keinerlei Reue.

Und dann, als ich hilflos unter dem Drachen lag und mich auf den Tod vorbereitete, geschah das Undenkbare.

Sie ließ mich gehen.

Sie war nicht vertrieben worden. Es war kein Ordensbruder gekommen, um mich in letzter Sekunde zu retten. Wir waren mutterseelenallein, kilometerweit von allem entfernt. Dieser Felsen war dunkel, verlassen und abgelegen – selbst wenn ich geschrien hätte, wäre es von nichts und niemandem gehört worden.

Da war nur der Drache. Jenes skrupellose, berechnende Monster, das eigentlich die gesamte Menschheit verabscheuen und frei von Mitgefühl oder Menschlichkeit sein sollte. Die Kreatur, die uns Georgskrieger mehr hasste als irgendetwas sonst und keinerlei Gnade walten ließ, uns gegenüber keine Vergebung kannte. Die Zielperson, die ich belogen, das Mädchen, mit dem ich mich angefreundet hatte, um es zu vernichten ... und das meinem Leben in diesem Moment mit einem Hieb oder einem Atemzug ein Ende hätte machen können. Der Drache, der einen Soldaten des Heiligen Georg zwischen den Klauen hatte, vollkommen

seiner Gnade ausgeliefert. Dieser Drache war absichtlich zurückgewichen und hatte mich gehen lassen.

Und da hatte ich eines begriffen: Der Orden lag falsch. Man brachte uns bei, dass Drachen Monster seien. Wir töteten sie, ohne weiter darüber nachzudenken, denn was gab es da schon zu bedenken? Sie waren fremdartig, anders. Nicht so wie wir.

Nur ... das waren sie eben doch. Ember hatte meinen festen Glauben an die Lehren, die man mir im Orden eingetrichtert hatte, sowieso schon ins Wanken gebracht. Dass sie mich nun verschonte, war der letzte Tropfen, der Beweis, den ich nicht mehr ignorieren konnte. Was auch bedeutete, dass manche der Drachen, die ich in der Vergangenheit getötet und nur auf Befehl des Ordens gedankenlos niedergeschossen hatte, vielleicht so gewesen waren wie sie.

Und wenn es so war, klebte das Blut vieler Unschuldiger an meinen Händen.

»Nach der Razzia«, setzte Tristan seinen Bericht für die Männer hinter dem Tisch fort, »erteilte man Garret und mir den Befehl, Ember Hill zu verfolgen, in der Hoffnung, dass sie uns zu den anderen Zielpersonen führen würde. Wir folgten ihr bis zu einem Strand am Stadtrand, wo sie sich tatsächlich mit zwei anderen Drachen traf, einem Jungtier und einem ausgewachsenen Exemplar.«

Wieder ging ein Raunen durch den Raum. »Ein ausgewachsenes Exemplar?«, hakte Fischer nach. Die übrigen Richter blickten grimmig drein. Voll ausgewachsene Drachen bekam man nur selten zu Gesicht. Die ältesten Drachen waren auch immer die geheimnisvollsten, sie hielten sich im Hintergrund und versteckten sich tief in den Struk-

turen ihrer Organisation. Im Orden wusste man zwar, dass der Anführer von Talon ein extrem alter und überaus mächtiger Drache war, den man den Großen Wurm nannte, aber niemand hatte ihn je gesehen.

»Jawohl, Sir«, bestätigte Tristan. »Wir sollten sie beobachten und Bericht erstatten, wenn sich unser Ziel tatsächlich als Drache entpuppen sollte, und als wir dort ankamen, hatten alle drei ihre wahre Gestalt angenommen. Ich informierte sofort Commander St. Francis und erhielt den Befehl, bei Sichtkontakt zu schießen.« Als er zögerte, kniff Fischer die Augen zusammen.

»Was ist dann passiert, Soldat?«

»Garret hat mich aufgehalten, Sir. Er hat mich daran gehindert, einen Schuss abzufeuern.«

»Hat er Ihnen einen Grund dafür genannt?«

»Jawohl, Sir.« Tristan holte tief Luft, fast so, als fiel es ihm schwer, das Folgende auszusprechen: »Er sagte mir ... dass der Orden falschliege.«

Absolute Stille trat ein. Eine drückende, alles betäubende Stille, bei der sich meine Nackenhaare aufstellten. Wer auch nur andeutete, dass der Orden im Unrecht sein könnte, spuckte geradezu auf den Kodex, den die allerersten Ritter vor Hunderten von Jahren aufgestellt hatten. Auf den Kodex, der Drachen zu seelenlosem Teufelsgezücht und ihre menschlichen Unterstützer zu hoffnungslos verdorbenen Sündern erklärte.

»Sonst noch etwas?« Fischers Miene war nun ebenso eisig wie die aller anderen an diesem Tisch. Tristan zögerte wieder, dann nickte er.

»Jawohl, Sir. Er sagte, dass er nicht zulassen werde, dass

ich die Zielpersonen töte. Dass manche Drachen nicht böse seien und dass wir sie nicht abschlachten müssten. Als ich versuchte, vernünftig mit ihm zu reden, griff er mich an. Wir kämpften kurz, dann schlug er mich bewusstlos.«

Ich zuckte schuldbewusst zusammen. Dabei hatte ich meinen Partner wirklich nicht verletzen wollen. Aber ich konnte auch nicht zulassen, dass er schoss. Tristan war ein unübertroffener Scharfschütze. Er hätte mindestens einen der Drachen umgebracht, bevor die überhaupt realisiert hätten, was geschah. Und ich konnte nicht danebenstehen und zusehen, wie Ember vor meinen Augen ermordet wurde.

»Als ich wieder zu mir kam«, beendete Tristan seinen Bericht, »waren die Zielpersonen geflüchtet. Garret ergab sich der Einsatzleitung und wurde in Gewahrsam genommen, aber die Drachen konnten wir nicht wieder aufspüren.«

»Ist das alles?«

»Jawohl, Sir.«

Fischer nickte. »Wir danken Ihnen, St. Anthony. Garret Xavier Sebastian«, wandte er sich dann an mich, während Tristan zu seinem Platz zurückging. Er musterte mich mit unnachgiebiger Härte. »Sie haben gehört, welche Anklage gegen Sie erhoben wird. Haben Sie etwas zu Ihrer Verteidigung zu sagen?«

Ich holte tief Luft.

»Jawohl.« Entschlossen hob ich den Kopf und sah die Männer hinter dem Tisch direkt an. Immer wieder hatte ich mich gefragt, ob es klug wäre, Vertretern des Ordens ins Gesicht zu sagen, dass sie die ganze Zeit falschgelegen

hatten. Dadurch würde ich mich selbst nur noch weiter belasten, aber ich musste es versuchen. Das war ich Ember schuldig, und all den Drachen, die ich getötet hatte.

»In diesem Sommer«, begann ich, als die ausdruckslosen Blicke der Männer am Tisch mich erfassten, »fuhr ich nach Crescent Beach in der Erwartung, dort einem Drachen zu begegnen. Doch es kam anders.« Einer der Richter blinzelte, der Rest starrte mich einfach weiter an. »Ich begegnete einem Mädchen, das mir in vielerlei Hinsicht sehr ähnlich war. Aber sie war auch eine ganz eigene Persönlichkeit. Das war keine vorgetäuschte Menschlichkeit, keine künstlichen Emotionen oder aufgesetzten Gesten. Alles an ihr war echt. Unsere Mission hat sich deshalb so lange hingezogen, weil ich keinerlei Unterschiede feststellen konnte zwischen Ember Hill und einer normalen Zivilistin.«

Das Schweigen im Gerichtssaal bekam nun eine beißende Schärfe. Gabriel Martins Miene war reglos, doch in seinen Augen sah ich eisige Kälte. Ich wagte nicht, mich zu Tristan umzudrehen, spürte aber seinen fassungslosen Blick im Rücken.

Meine Kehle war plötzlich wie ausgetrocknet, und ich schluckte. »Ich bitte nicht um Gnade«, fuhr ich fort. »Mein Verhalten an jenem Abend war unentschuldigbar. Aber ich bitte das Gericht darum, in Erwägung zu ziehen, dass vielleicht nicht alle Drachen gleich sind. Natürlich könnte Ember Hill innerhalb ihrer Art eine Anomalie darstellen, doch soweit ich sehen konnte, will sie nichts mit dem Krieg zu tun haben. Und wenn es noch andere wie sie gibt ...«

»Danke, Sebastian«, unterbrach mich Fischer scharf. Quietschend schob er seinen Stuhl über die Fliesen, erhob

sich und ließ den Blick über die Anwesenden schweifen. »Das Gericht vertagt sich«, verkündete er. »Die Verhandlung wird in einer Stunde fortgesetzt. Wegtreten.«

In meiner Zelle setzte ich mich mit dem Rücken zur Wand auf die harte Matratze, zog ein Knie an die Brust und wartete darauf, dass das Gericht über mein Schicksal entschied. Ob man meine Worte wohl überdenken würde? Würde die gefühlsbetonte Aussage des ehemaligen Soldaten Tadellos ausreichen, um sie zum Nachdenken zu bringen?

»Garret?«

Ich schaute hoch. Hinter dem Gitter erkannte ich die schmale Gestalt von Tristan. Auf den ersten Blick wirkte seine Miene wie versteinert, doch als ich genauer hinsah, bemerkte ich, dass er beunruhigt wirkte, fast schon gequält. Seine mitternachtsblauen Augen schienen sich in meinen Schädel zu bohren, dann seufzte er plötzlich und machte eine teils wütende, teils hilflose Geste. Kopfschüttelnd fragte er: »Was hast du dir nur dabei gedacht?«

Ich wandte den Blick ab. »Spielt keine Rolle.«

»Blödsinn.« Tristan trat einen Schritt vor. Er sah aus, als hätte er mir am liebsten eine verpasst, wenn nicht das Gitter im Weg gewesen wäre. »Drei Jahre waren wir Partner. Drei Jahre lang haben wir zusammen gekämpft, zusammen getötet und wären dabei oft fast gefressen worden. Unzählige Male habe ich dir den Arsch gerettet, und ja, ich weiß, du hast dasselbe für mich getan. Du schuldest mir verdammt noch mal eine Erklärung, Partner. Und komm mir bloß nicht mit irgendeinem dummen Spruch, von wegen das würde ich nicht verstehen. Dafür kenne ich dich zu gut.«

Als ich nicht antwortete, packte er die Gitterstäbe und runzelte wütend und verwirrt die Stirn. »Was ist in Crescent Beach passiert, Garret?«, wollte er fast schon flehend wissen. »Du bist Soldat Tadellos, Mann. Du kennst den Kodex quasi auswendig. Du kannst die Dogmen im Schlaf aufsagen, falls nötig sogar rückwärts. Warum solltest du das alles verraten?«

»Ich weiß nicht ...«

»Es war dieses Mädchen, stimmt's?« Bei Tristans Tonfall wurde mir ganz anders. »Dieser Drache. Sie hat irgendwas mit dir gemacht. Verdammt, ich hätte es merken müssen. Du hast dich so oft mit ihr getroffen. Dabei hätte sie dich die ganze Zeit manipulieren können.«

»So war das nicht.« In der alten Zeit hatte man vermutet, dass Drachen willensschwache Menschen mithilfe von Gedankenkontrolle und Magie verzaubern und in ihre Dienste zwingen konnten. Obwohl dieses Gerücht von offizieller Seite dementiert worden war, gab es immer noch Ordensmitglieder, die diesem alten Aberglauben anhängen. Eigentlich war Tristan nie so einer gewesen. Er war genauso rational und pragmatisch wie ich, was ein Grund war, warum wir so gut miteinander auskamen. Aber vermutlich fiel es ihm leichter zu glauben, dass ein böser Drache seinen Freund gegen dessen Willen umgedreht hatte, als dass dieser Freund wissentlich und mit voller Absicht ihn und den Orden verriet. *Man darf Garret nicht die Schuld geben; der Drache hat ihn dazu gezwungen.*

Aber es lag nicht daran, dass Ember irgendetwas getan hatte. Es war einfach ... alles an ihr. Ihre Leidenschaft, ihre Furchtlosigkeit, ihre Lebenslust. Selbst als ich noch mitten in

der Mission gesteckt hatte, hatte ich immer wieder vergessen, dass sie eine potenzielle Zielperson war, dass sie vielleicht ein Drache war, ebenjene Kreatur, die ich vernichten sollte. Wenn ich mit Ember zusammen war, sah ich in ihr kein Subjekt, kein Ziel, keinen Feind. Ich sah einfach nur sie.

»Wie dann?« Nun klang Tristan wieder wütend. »Wie genau war es dann, Garret? Bitte erkläre es mir. Erkläre mir, wie mein Partner – der Soldat, der mehr Drachen getötet hat als irgendjemand sonst in seiner Altersklasse, und das in der gesamten Geschichte des Ordens –, wie ebenjener Soldat auf die Idee verfallen ist, dass er diesen einen Drachen *nicht* töten kann. Erkläre mir, wie er sich von seiner Familie abwenden konnte, von dem Orden, der ihn aufgezogen und ihm alles beigebracht hat, was er weiß, der ihm einen Lebenszweck gegeben hat; um sich dann auf die Seite des Feindes zu schlagen. Erkläre mir, wie er seinem eigenen Partner in den Rücken fallen konnte, nur um irgend so ein Drachenflittchen zu retten, das ...«

Tristan verstummte und starrte mich an. Ich konnte sehen, wie er plötzlich begriff, wie die Farbe aus seinem Gesicht wich, als er das Puzzle zusammensetzte.

»O mein Gott«, flüsterte er dann und wich taumelnd einen Schritt zurück. Ungläubig riss er den Mund auf, und er schüttelte langsam den Kopf, als er entsetzt flüsterte: »Du hast dich in das Monster *verliebt*.«

Krampfhaft starrte ich an die Wand. Tristan stieß den Atem aus.

»Garret ...« Seine Stimme erstickte fast an Abscheu und Ekel. Und vielleicht war da auch noch etwas anderes: Mitleid. »Ich ... wie konnte ...«

»Sag nichts, Tristan.« Noch immer schaffte ich es nicht, meinen ehemaligen Partner anzuschauen. Ich musste ihn auch nicht sehen, um zu wissen, was er empfand. »Du musst es mir nicht sagen. Ich weiß es.«

»Sie werden dich umbringen, Garret«, fuhr er mit angespannter Stimme fort. »Nach dem, was du heute bei Gericht gesagt hast ... hättest du deinen Fehler eingestanden und es als einen Moment der geistigen Verwirrung dargestellt oder behauptet, dass die Drachen dich irgendwie ausgetrickst haben, hätte Martin vielleicht eine Strafmilderung erwirken können. Du hättest lügen können. Du bist einer unserer besten Männer – trotz allem hätten sie dich vielleicht am Leben gelassen. Aber jetzt?« Er gab ein hoffnungsloses Grunzen von sich. »Sie werden dich wegen Hochverrats hinrichten. Das ist dir doch klar, oder?«

Ich nickte. Noch bevor ich einen Fuß in den Gerichtssaal gesetzt hatte, war mir der Ausgang dieses Prozesses klar gewesen. Ich wusste, dass ich alles hätte abstreiten und um Gnade hätte bitten können. Dazu hätte ich ihnen nur sagen müssen, was sie hören wollten. Dass ich belogen, manipuliert und in die Irre geführt worden sei. Denn genau das machten Drachen ja, und dagegen waren selbst die Krieger des Heiligen Georg nicht immun. Dann hätte ich als Vollidiot dagestanden, und mein Ruf als Soldat Tadellos wäre für alle Zeiten ruiniert gewesen, aber vom Feind aufs Kreuz gelegt zu werden war eben nicht dasselbe, wie wesentlich den Orden zu verraten. Tristan hatte recht: Ich hätte lügen können, und sie hätten mir geglaubt.

Aber das hatte ich nicht getan. Weil ich so etwas nicht mehr konnte.

Tristan wartete noch einen Moment, dann ging er wortlos davon. Ich lauschte auf seine sich entfernenden Schritte und erkannte plötzlich, dass ich wohl nie wieder mit ihm sprechen würde. Ruckartig schaute ich hoch.

»Tristan?«

Einen Augenblick lang glaubte ich, er würde einfach weitergehen. Doch er blieb in der Tür zum Zellenblock stehen und drehte sich zu mir um.

»Auch wenn es vielleicht keine Rolle mehr spielt ...« Ich sah ihm direkt in die Augen. »Es tut mir leid.«

Als er kurz blinzelte, rang ich mir ein schmales Lächeln ab. »Danke, dass du ... mir immer den Rücken freigehalten hast.«

Sein Mundwinkel zuckte. »Ich wusste schon immer, dass du mal einem Drachen zum Opfer fallen würdest«, murmelte er dann. »Ich hätte nur nie gedacht, dass es so passieren würde.« Mit einem leisen Schnauben verdrehte er die Augen. »Dir ist ja wohl klar, dass mein nächster Partner einen totalen Minderwertigkeitskomplex haben wird, weil er den Platz von Soldat Tadellos einnehmen soll. Und dann bekommt er einen Nervenzusammenbruch, und ich habe den ganzen Ärger. Vielen Dank auch!«

»So hast du wenigstens etwas, das dich an mich erinnert.«

»Stimmt.« Sein Grinsen erlosch. Einen scheinbar endlosen Moment lang sahen wir uns angespannt an, dann wandte Tristan St. Anthony sich ab.

»Mach's gut, Partner.« Mehr brauchte es nicht – kein »Bis dann«, kein »Wir sehen uns«. Wir wussten beide, dass wir uns nicht wiedersehen würden.

»Du auch.«

Er drehte sich um und trat durch die Tür.

»Das Gericht hat eine Entscheidung getroffen.«

Wieder stand ich reglos im Gerichtsraum, als Fischer sich erhob und das Urteil verkündete. Ein kurzer Blick zu Martin zeigte mir, dass er mit ausdrucksloser Miene einen Punkt über meinem Kopf fixierte.

»Garret Xavier Sebastian«, fuhr Fischer mit scharfer Stimme fort, »dieses Gericht befindet Sie einstimmig für schuldig des Hochverrats gegen den Orden des Heiligen Georg. Für dieses Verbrechen werden Sie im Morgengrauen durch ein Erschießungskommando exekutiert. Möge Gott Ihrer Seele gnädig sein.«

Dante

Fünfzehntes Stockwerk, und es ging noch weiter.

Der Fahrstuhl war kalt und vollkommen schmucklos. Von oben drang eine eingängige, wenn auch leise und irgendwie blecherne Melodie an mein Ohr. Die Wände waren mit Spiegeln verkleidet. Sie zeigten einen Mann in grauem Anzug und Krawatte, daneben einen Teenager, der die Hände vor dem Körper gefaltet hatte. Ich musterte mein Spiegelbild mit der kühlen Gleichgültigkeit, die mein Ausbilder mir antrainiert hatte. Mein neuer schwarzer Anzug war maßgeschneidert und saß wie angegossen, meine roten Haare waren kurz und modisch frisiert. Die rote Seidenkrawatte verschwand faltenfrei unter dem Jackett, meine Schuhe waren auf Hochglanz poliert, und die große goldene Rolex hing schwer und kühl an meinem Handgelenk. Nichts erinnerte mehr an den Menschenjungen aus Crescent Beach in Shorts und Tanktop, dessen Haare immer vom Wind zerzaust gewesen waren. Jetzt sah ich nicht mehr aus wie ein sorgenfreier Teenager. Nein, die Phase der Anpassung hatte ich erfolgreich abgeschlossen. Ich hatte mich gegenüber der Organisation bewiesen, hatte sämtliche Prüfungen bestanden und ihnen gezeigt, dass ich vertrauenswürdig war – dass für mich das Überleben unserer Spezies über allem anderen stand.

Hätte meine Schwester das doch nur ebenfalls getan. Ihretwegen stand unsere weitere Zukunft nun auf Messers Schneide. Ihretwegen wusste ich jetzt nicht, was Talon von mir erwartete.

Im dreißigsten Stockwerk hielt der Fahrstuhl an, und die Türen glitten lautlos auf. Ich trat in die luxuriöse Lobby hinaus. Meine Absätze hallten laut auf den roten und goldenen Fliesen. Nach einem unauffälligen Rundumblick, der auch die hohe Decke einschloss, gestattete ich mir ein schmales Lächeln. Genau so hatte ich mir Talon vorgestellt. Was sehr gut war, denn ich hatte gewisse Pläne für das alles hier.

Eines Tages werde ich den Laden leiten.

Mein Ausbilder, den ich von Beginn an nur als *Mr. Smith* kannte, führte mich in einen Raum und drehte sich dann lächelnd zu mir um. Im Gegensatz zum Lächeln vieler anderer Drachen, das immer etwas gezwungen wirkte, war seines warm und einladend und wirkte vollkommen aufrichtig – solange man die kühle Gleichgültigkeit in seinen Augen nicht bemerkte.

»Bereit?«

»Natürlich«, erwiderte ich in dem Versuch, mir meine Nervosität nicht anmerken zu lassen. Dummerweise konnte Mr. Smith Angst und Anspannung riechen wie ein Hai das Blut, und so wurde sein Blick noch härter, obwohl sein Lächeln sich vertiefte.

»Entspann dich, Dante.« Er legte mir eine Hand auf die Schulter. Eigentlich sollte das tröstend wirken, aber auch hierbei fehlte die Wärme. Inzwischen hatte ich genug gelernt, um zu erkennen, dass all seine menschlichen Gesten

hohl und leer waren; er selbst hatte mir das beigebracht. Man selbst musste nicht glauben, was man sagte. Man musste nur andere glauben lassen, dass sie einem wichtig waren. »Du wirst das gut schaffen, glaub mir.«

»Sie müssen sich meinetwegen keine Gedanken machen, Sir«, erklärte ich ihm. Jetzt galt es, das pure Selbstbewusstsein auszustrahlen. Was im krassen Gegensatz stand zu dem üblen Gefühl in meinem Bauch, wo meine Nerven gerade Salsa tanzten. »Ich weiß, warum ich hier bin. Und ich weiß, was man von mir erwartet.«

Er drückte meine Schulter, und obwohl ich es eigentlich besser wusste, entspannte ich mich etwas. Dann gingen wir einen schmalen Flur mit mehreren Büros entlang, bis wir um eine Ecke bogen und schließlich am Ende des Korridors vor einer großen Tür standen. An dem lackierten Holz war ein schlichtes goldenes Schild angebracht: A. R. Roth.

Wieder schlug mein Magen Purzelbäume. Mr. Roth war einer der Senior Vice Presidents von Talon. Ein Drache, der zwar nicht so weit oben auf der Leiter stand, dass er direkten Kontakt zum Großen Wurm hatte, aber doch nur knapp darunter. Und er wollte mit mir sprechen. Wahrscheinlich über Ember und das, was sie ihretwegen unternehmen wollten.

Ember. Kurz flackerten Wut und Angst in mir auf: Wut, weil meine eigensinnige Zwillingsschwester so stur, rebellisch und undankbar war, sich von ihresgleichen abzuwenden – und damit von der Organisation, die uns großgezogen hatte –, nur um mit einem bekannten Verräter durchzubrennen, ohne sich um die Konsequenzen zu scheren oder Angst vor ihnen zu haben. Normalerweise kümmerte sich Talons

gefürchtetes Killerkommando, genannt die Vipern, um Drachen, die sich von der Organisation lossagten. Das war hart, aber notwendig. Einzelgänger waren labil und gefährlich, und sie setzten das Überleben unserer gesamten Spezies aufs Spiel. Ohne die Strukturen von Talon konnte ein Einzelgänger zufällig oder vielleicht sogar absichtlich den Menschen unsere Existenz enthüllen, was für uns alle in einer Katastrophe enden konnte. Die Menschen durften niemals erfahren, dass Drachen unter ihnen lebten. Denn dann würde die instinktive Angst vor Monstern und allem Unbekannten sie beherrschen, wie schon Jahrhunderte zuvor, und wir wären bald wieder vom Aussterben bedroht.

Ich wusste, dass die Maßnahmen, die man bei Talon gegen Einzelgänger ergriff, absolut notwendig waren. Obwohl der Verlust jedes einzelnen Drachen uns einen schweren Schlag versetzte, hatten jene, die nicht nach den Gesetzen der Organisation leben wollten, ihren Weg schließlich selbst gewählt und bewiesen, dass sie nicht loyal waren. Sie mussten ausgeschaltet werden. Das verstand ich durchaus und würde auch nie etwas dagegen sagen.

Aber Ember war keine Verräterin. Dieser Einzelgänger hatte sie verführt und getäuscht. Sie war schon immer aufbrausend und leichtgläubig gewesen, und er hatte sie mit seinen Lügen geködert und sie gegen Talon aufgehetzt, gegen ihresgleichen ... und gegen mich. Es war allein *seine* Schuld, dass sie verschwunden war. Zugegeben, Ember hatte so ihre ... Probleme ... mit Autoritäten, aber bis sie diesem Einzelgänger begegnet war, war sie doch immer wieder zur Vernunft gekommen und hatte auf die Wahrheit vertraut.

Verbissen knirschte ich mit den Zähnen. Wenn sie doch

nur zur Organisation zurückkehren würde, dann sähe sie, was für einen Fehler sie gemacht hatte! Ich würde ihr die Wahrheit vor Augen führen: dass Einzelgänger gefährlich waren, dass Talon nur unser Bestes im Sinn hatte und dass wir in einer Welt voller Menschen nur überleben konnten, wenn wir zusammenarbeiteten. *Ut omnes sergimus*. Vereint erheben wir uns. Das hatte sie früher auch einmal geglaubt.

Ich hatte es nie vergessen.

Wir betraten ein kaltes, schlicht gehaltenes Büro. Durch die Fensterfront, die eine gesamte Wand einnahm, konnte man bis zu den weit entfernten Bergen blicken. Davor funkelten die Hochhäuser von Los Angeles im strahlenden Sonnenschein.

»Mr. Roth«, Mr. Smith schob mich unauffällig vor, »das ist Dante Hill.«

Der Mann hinter dem großen schwarzen Schreibtisch erhob sich und kam lächelnd und mit ausgestreckter Hand auf uns zu. Er trug einen marineblauen Anzug, und seine Uhr war sogar noch beeindruckender als meine. Außerdem schimmerte in seiner Brusttasche ein goldener Füllfederhalter. Seine dunklen Haare waren so kurz, dass sie vom Kopf abstanden, und während er mit beiden Händen meine Finger umfasste und in einem stahlharten Händedruck zerquetschte, musterte er mich kritisch von oben bis unten.

»Dante Hill! Es freut mich, Sie kennenzulernen.« Wieder drückte er zu. Ich unterdrückte ein Wimmern und versuchte, den Schmerz wegzulächeln. »Wie war die Reise?«

»Angenehm, Sir«, antwortete ich erleichtert, als er endlich meine Hand losließ und einen Schritt zurücktrat. Talon hatte einen Wagen geschickt, der uns von Crescent Beach

nach Los Angeles brachte, doch die Fahrt war alles andere als entspannend gewesen. Die ganze Zeit hatte mein Ausbilder mir eingetrichtert, welche Verhaltensregeln in der Firma galten, wie das Protokoll einzuhalten war und wie man sich in Gegenwart des örtlichen Vice President benahm. Ich war nichts als ein unbedeutender Nestling, der bei einem der Ältesten vorstellig wurde, also einem Drachen, der wahrscheinlich einige Jahrhunderte auf dem Buckel hatte. Der erste Eindruck war entscheidend. Und da wäre es natürlich ein schrecklicher Fauxpas, sich im Beisein eines Führungsmitglieds von Talon zu beklagen, noch dazu über etwas, das mit der Organisation in Zusammenhang stand. »Die Fahrt verlief so reibungslos, dass sie wie im Flug vergangen ist.«

»Sehr schön, sehr schön.« Er nickte und zeigte dann auf die dick gepolsterten Lederstühle vor seinem Schreibtisch. »Bitte, setzen Sie sich. Kann ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?«

»Nein, vielen Dank, Sir.« Ich kannte den Ablauf. »Ich brauche nichts.« Vorsichtig ließ ich mich auf einem der Stühle nieder und versank fast in dem kühlen Leder. Sorgsam achtete ich darauf, gerade zu sitzen. Mr. Smith folgte meinem Beispiel und schlug die Beine übereinander, während Mr. Roth wieder hinter den Schreibtisch trat und sich dann lächelnd an mich wendete.

»Also, Mr. Hill. Reden wir nicht um den heißen Brei herum.« Noch immer lächelnd, legte Mr. Roth die verschränkten Hände auf den Tisch. Wie man es mich gelehrt hatte, senkte ich höflich den Blick, um ihm nicht in die Augen zu sehen. Auch das wäre ein gesellschaftlicher Aus-

rutscher gewesen, noch dazu ein gefährlicher: Einen anderen Drachen direkt anzustarren, noch dazu einen männlichen, galt als offene Herausforderung oder Drohung. Vor langer Zeit wurden Konflikte zwischen Alphamännchen in einem persönlichen Zweikampf ausgetragen, bei dem die Kontrahenten einander mit Klauen und Zähnen angingen, bis der Unterlegene floh oder getötet wurde. Heutzutage konnten rivalisierende Drachen natürlich nicht mitten in der Stadt aufeinander losgehen, doch es gab tausend andere Möglichkeiten, seinen Gegner zu vernichten, ohne sich dabei die Krallen schmutzig zu machen. Umso besser, denn in solchen Sachen war ich besonders gut.

»Ihre Schwester«, begann Mr. Roth, und sofort wurde mir wieder übel, »hat sich von uns losgesagt.« Er beobachtete mich aufmerksam, um meine Reaktion einzuschätzen. Ich verzog keine Miene, zeigte mich weder wütend noch überrascht, traurig oder schockiert – denn all das hätte man als Schwäche auslegen können. Nach einer kurzen Pause fuhr Mr. Roth fort: »In den Augen von Talon ist Ember Hill nun eine Verräterin, ein Vorwurf, den wir hier äußerst ernst nehmen. Sicherlich sind Sie mit der Firmenpolitik in Bezug auf Einzelgänger vertraut, allerdings ist mir zu Ohren gekommen, dass die Organisation Sie damit beauftragen möchte, sie zurückzuholen, Mr. Hill.«

»Jawohl, Sir«, antwortete ich vorsichtig, um nicht übereifrig zu erscheinen. »Was auch immer erforderlich ist, um sie zurückzuholen, was auch immer von mir verlangt wird, ich bin dazu bereit.«

Skeptisch zog Mr. Roth eine Augenbraue hoch.

»Allerdings wurde Ihre Loyalität ebenfalls angezweifelt,

sowohl gegenüber Talon als auch gegenüber unserer Sache. Wir befürchten, dass Ihre Motivation als Bruder einer bekannten Verräterin eventuell ... gespalten sein könnte.« Obwohl seine Lippen sich zu einem Lächeln verzogen, blieb sein Blick hart und kalt. »Ich fürchte also, ich muss Ihnen folgende Frage stellen: Können wir Ihnen trauen, Mr. Hill?«

Ich lächelte ebenfalls, als ich so deutlich und selbstsicher wie möglich antwortete: »Ich kenne meine Schwester, Sir. Ember und ich waren schon immer ... unterschiedlicher Meinung, wenn es um die Organisation ging. Sie kann leichtfertig und halsstarrig sein, das weiß ich, und sie tut sich etwas schwer mit Autoritäten.« Diese grobe Untertreibung wurde von Mr. Smith lediglich mit einem leisen Schnauben kommentiert.

»Aber Ember ist keine Verräterin«, fuhr ich fort. Die ganze Zeit ruhte Mr. Roths Blick auf mir: starr, abschätzend und kritisch. »Sie ist leichtgläubig und aufbrausend, und ich denke, dass der Einzelgänger Cobalt sich das zunutze gemacht hat, um sie dazu zu bewegen, sich ihm anzuschließen. Er hat ihr Lügen über die Organisation erzählt, ebenso wie über mich, sonst hätte sie sich niemals derartig gegen uns gestellt.«

Mr. Roths Miene blieb reglos. Genau wie meine. »Ember hat an jenem Abend versucht, mich dazu zu bewegen, mit ihr zu kommen«, gestand ich, was Mr. Roth nicht zu überraschen schien. »Sie hat mich angefleht, mit ihr und dem Einzelgänger aus der Stadt zu fliehen, aber ich wusste, dass ich nicht dazu in der Lage wäre. Nicht aufgrund der drohenden Konsequenzen, sondern einfach weil ich weiß, wo

ich hingehöre.« Ich reckte das Kinn – nicht so weit, dass es als Herausforderung verstanden werden konnte, aber weit genug, um das Gesagte zu unterstreichen. »Sir, meine Loyalität gegenüber Talon stand nicht einen Moment lang zur Diskussion. Ich weiß nicht, warum man in Bezug auf meine Schwester einen weniger ... direkten Weg bevorzugt oder warum der Große Wurm beschlossen hat, sie zu verschonen, aber nichtsdestotrotz bin ich dankbar dafür. Und ich werde tun, was nötig ist, um Ember zurückzuholen, damit sie ihren Platz bei Talon einnehmen kann, wo sie hingehört.«

Mr. Roth nickte.

»Hervorragend, Mr. Hill«, sagte er schließlich freundlich. »Genau das wollten wir von Ihnen hören.« Er griff zum Telefon und drückte eine Taste. »Bitte schicken Sie Ms. Anderson rein«, sagte er in den Hörer. Ich blinzelte überrascht. Wer war diese Ms. Anderson? Ich war ihr bisher noch nie begegnet.

Mr. Roth stand abrupt auf; das Zeichen für uns, ebenfalls aufzuspringen. »Ihre Einstellung ist vorbildlich, Mr. Hill«, erklärte der VP, während er neben uns trat. »Deshalb ist Talon bereit, Ihnen für die Suche nach Ihrer Schwester und für ihre Ergreifung die bestmöglichen Ressourcen zur Verfügung zu stellen. Man wird Ihnen gleich Ihr neues Büro zeigen, doch zunächst möchte ich Ihnen noch jemanden vorstellen.«

Meine Gedanken überschlugen sich, trotzdem schaffte ich es, verbindlich zu nicken. *Neues Büro? Bestmögliche Ressourcen?* Das war natürlich toll. Anscheinend hatte man bei der Organisation mein Potenzial erkannt, gleich-

zeitig wusste ich aber, dass das nicht normal war. Talon war eine riesige, weltumspannende Organisation mit zahllosen anderen Projekten, die meisten sicherlich im Multimillionenbereich. Da war das Verschwinden eines einzelnen Nestlings, losgesagt oder nicht, kaum mehr als ein kurzes Blinken auf dem Radarschirm. *Warum? Warum machen sie sich eine solche Mühe, um einen Nestling aufzuspüren? Ember, was hast du getan?*

Die Bürotür öffnete sich mit einem leisen Klicken, und Mr. Roth hob einladend die Hand.

»Ah, Ms. Anderson. Bitte, kommen Sie herein. Kennen Sie Mr. Hill bereits?«

»Wir hatten noch nicht das Vergnügen«, antwortete eine singende, aber wohlklingende Stimme. Ich drehte mich zu dem Neuankömmling um und runzelte kurz die Stirn, bevor ich mich wieder im Griff hatte. Schnell stellte ich mich noch gerader hin. Das war kein Mensch, sondern ein Drache, noch dazu ein Nestling. Von meiner Schwester einmal abgesehen war ich bisher nur ausgewachsenen und alten Drachen begegnet, aber dieses Mädchen sah so aus, als wäre es höchstens ein oder zwei Jahre älter als ich. Sie war schlank, hatte helle Haare und schien sich in dem hellblauen Rock und den High Heels nicht so ganz wohlfühlen. So als würde sie Jeans und T-Shirt bevorzugen. Das fast schon silbern schimmernde Haar war straff aufgesteckt, wodurch ihre hohen Wangenknochen und die großen blauen Augen betont wurden, die starr geradeaus blickten.

»Das ist Pearl«, stellte Mr. Roth sie vor, während sie mich schweigend musterte. Auch in ihrem Blick zeigte sich

nur kühle Gelassenheit. »Ms. Anderson, das ist Mr. Hill. Ich vermute, Sie werden gut miteinander auskommen.«

Ich ließ mir die Überraschung nicht anmerken. Indem er sie mit dem Vornamen vorgestellt hatte, hatte Roth ihr – und damit uns allen – subtil klargemacht, dass ich über ihr stand. Dass wir, obwohl sie etwas älter war und offensichtlich schon länger hier arbeitete, keine Gleichgestellten waren. Hoffentlich stellte der andere Nestling meine Position jetzt nicht infrage. Doch Pearl streckte mir die Hand hin, als wäre diese Begegnung etwas vollkommen Alltägliches. »Freut mich, Sie kennenzulernen, Mr. Hill«, sagte sie gelassen. Mit einem breiten Lächeln ergriff ich ihre Hand und schaute ihr direkt in die Augen. »Das Vergnügen ist ganz meinerseits, Pearl.«

»Ms. Anderson gehört noch nicht lange zu unserem Stab«, erklärte Mr. Roth, der entweder nicht bemerkte, welche Spannung sich zwischen uns aufbaute, oder es nicht beachtete. »Sie wurde uns von ihrem Ausbilder wärmstens empfohlen, und wir sind der Meinung, dass ihre Fähigkeiten in dieser Situation hilfreich sein könnten. Sie wird Sie bei Ihrer Suche nach unserer widerspenstigen Ember unterstützen.«

Nun wandte sich Mr. Roth an Pearl: »Würden Sie Mr. Hill bitte mit dem Rest seines Teams bekannt machen und dafür sorgen, dass man ihm sein Büro zeigt, Ms. Anderson? Ich würde ihn ja selbst hinbringen, aber ich habe in wenigen Minuten ein Meeting mit Ihrem Ausbilder. Mr. Hill ...« Er drehte sich zu mir um. »Sie sagten, Ihnen liege das Wohl Ihrer Schwester am Herzen. Jetzt können Sie das beweisen. Bringen Sie sie zurück zu Talon, wo ihr Platz ist. Wir werden Ihre Fortschritte im Auge behalten.«

Ich nickte höflich, obwohl mir klar war, was hinter diesen Worten steckte. Man konnte es auch anders ausdrücken: *Wir beobachten dich. Enttäusche uns nicht.*

Das werde ich nicht, versprach ich lautlos, dann wandte ich mich ab.

Während ich hinter Pearl und Mr. Roth das Büro verließ, wäre ich fast mit jemandem zusammengestoßen. Mit einer hastigen Entschuldigung wich ich zur Seite. Obwohl die Eintretende mich kaum eines Blickes würdigte, drehte sich mir fast der Magen um, als ich ihre giftgrünen Augen sah: Lilith, Talons beste Viper, grüßte mich mit einem knappen Nicken, bevor sie Mr. Roths Büro betrat und die Tür hinter sich schloss. Anscheinend hatte sie mich ebenfalls erkannt.

Sofort war ich beunruhigt. *Warum ist Lilith hier?*, fragte ich mich. *Ist sie ...?* Mein Blick huschte zu Pearl, die neben mir ging und wieder starr geradeaus blickte. *Ist sie etwa Pearls Ausbilder? Ist sie deshalb hier?*

Angespannt trat ich hinter Pearl in den Fahrstuhl und behielt sie unauffällig im Auge, während sie den Knopf drückte. Noch immer sah sie mich nicht an. Die Türen schlossen sich, und die Kabine setzte sich in Bewegung.

»Also.« In dem engen Raum hallte Pearls Stimme so stark wider, dass ich zusammenzuckte. Eigentlich hatte ich erwartet, dass sie schweigend auf Distanz bleiben und nur sprechen würde, wenn es absolut notwendig war. Ich hatte vorgehabt, selbst das Schweigen zu brechen, und war nun überrascht, dass sie mir zugekommen war. »Sie sind Dante Hill.«

Eine klare Herausforderung. Es würde also doch noch zu einem Kräftemessen kommen, es sei denn, ich konnte sie

für mich einnehmen. Natürlich hätte ich aufgrund meiner Stellung Gehorsam einfordern können; immerhin hatte Roth mich zu ihrem Vorgesetzten erklärt. Aber schmallende Angestellte erzielten keine prompten Resultate. Wenn ich Ember schnell finden wollte, musste ich Pearl auf meine Seite ziehen.

Also lehnte ich mich lächelnd gegen die Wand und schob lässig die Hände in die Hosentaschen. »Der bin ich«, gab ich freundlich zu, »obwohl dich das zu überraschen scheint, Pearl. Lass mich raten ... du dachtest, ich wäre größer.«

Pearl verzog keine Miene. »Ein Chamäleon in Ausbildung«, fuhr sie fort und zog eine schmale Augenbraue hoch. »Humor als Mittel, um eine angespannte Situation zu entschärfen – klassische Deeskalationsstrategie.«

Mein Lächeln blieb unverändert. »Hat es funktioniert?«

Ein kurzes Blinzeln, dann zuckte ihr Mundwinkel. »Nein«, behauptete sie, obwohl ihre Augen etwas anderes sagten. »Aber danke, dass Sie es versucht haben. Bedauerlicherweise bin ich ziemlich vertraut mit den verschiedenen Abteilungen, ihren Ausbildungswegen und Techniken. Da wird Ihr Chamäleoncharme bei mir kaum Wirkung zeigen.«

»Mit der Zeit vielleicht schon.«

Der Aufzug passierte das Erdgeschoss, doch wir fuhren weiter nach unten. Ein Kellergeschoss, noch eines, immer tiefer. »Hast du etwas gegen Chamäleons?«, fragte ich weiter, während ich überlegte, wie viele unterirdische Etagen es hier wohl gab. Die Leuchtanzeige über der Tür veränderte sich nicht mehr.

»Ganz und gar nicht«, behauptete Pearl. »Chamäleons

sind ein elementarer Bestandteil von Talon. Wir haben alle unseren Platz.« Das stechende Blau ihrer Augen passte gut zu der brutalen Ehrlichkeit, mit der sie mich nun musterte. »Ich habe allerdings etwas dagegen, wenn man mir wichtige Informationen vorenthält, vor allem, wenn ich sie brauche, um meinen Job machen zu können.«

Verwirrt runzelte ich die Stirn. »Du glaubst, ich würde etwas vor dir verbergen? Ein ziemlich vorschnelles Urteil. Immerhin kennen wir uns ja kaum.«

»Das ist nichts Persönliches, Mr. Hill.« Jetzt war Pearl wieder ganz kühle Höflichkeit. »Aber Ihnen muss doch klar sein, dass die Situation mit Ihrer Schwester alles andere als normal ist. Warum hat Talon solches Interesse an ihr? Bei Cobalt kann ich es noch verstehen: Er ist ein gefährlicher Flüchtiger, durch den die Organisation schon einigen Schaden erlitten hat, sein Verhalten kann also nicht länger ignoriert werden. Dieser Einzelgänger muss aufgehalten werden, das ist klar.« Sie warf mir einen scharfen Blick zu. »Aber warum ist Talon so erpicht darauf, *sie* zurückzubringen? Wozu all die Mühe? Ember Hill ist ein Nestling, der noch nichts für die Organisation geleistet hat.« Pearl kniff die Augen zusammen. »Was ist an ihr so besonders?«

Es war fast schon unheimlich, wie sie mir mit ihren Worten meine eigenen Überlegungen vor Augen führte. Die Situation mit Ember war tatsächlich alles andere als normal. Talon führte nicht unerhebliche Ressourcen ins Feld, um sie zurückzubringen, wo man doch auch einfach eine Viper hätte losschicken können, die der Sache ein Ende machte. Selbst die Tatsache, dass man *mich* ins Spiel

brachte, war seltsam. Ja, ich war ihr Bruder und kannte sie wohl am besten, aber wozu das Ganze? Was war an ihrer – an *unserer* – Situation so speziell?

Doch ich würde Pearl ganz sicher nicht verraten, dass ich ihre Bedenken teilte. Wenn ich Ember zurückholen und uns eine Zukunft bei Talon ermöglichen wollte, musste ich die ganze Zeit den Anschein erwecken, alles unter Kontrolle zu haben. Ich durfte keine Schwäche, Furcht oder Unsicherheit zeigen, denn bei Talon hatte man keine Verwendung für Drachen, die scheiterten. Also würde ich nicht scheitern.

»Leider kann ich dir keine Details verraten«, sagte ich Pearl deshalb, was mir einen kalten Blick von ihr einbrachte, sie aber nicht zu überraschen schien. Bei Talon wurden Informationen nur dann weitergegeben, wenn es notwendig wurde. So viel hatte sie anscheinend schon begriffen. »Ich würde es tun, wenn ich dürfte«, fuhr ich fort. »Du musst nur wissen, dass die Suche nach Ember höchste Priorität für uns hat. Der Große Wurm wünscht, dass sie zur Organisation zurückkehrt. Die Gründe dafür spielen keine Rolle.«

Der Fahrstuhl hielt an, und die Türen öffneten sich. Pearl musterte mich noch einen Moment lang abschätzend, dann nickte sie knapp. »Natürlich.« Mit kühler Professionalität zeigte sie in den Korridor hinaus. »Hier entlang, Mr. Hill. Ich werde Sie nun mit dem Rest des Teams bekannt machen.«

»Nenn mich einfach Dante«, schlug ich vor – ein taktischer Schachzug, um mir ihre Loyalität zu sichern. Dann folgte ich ihr an mehreren Büros vorbei bis ans Ende des

hell erleuchteten Flurs. Ohne zu zögern, schob Pearl eine Tür auf, und wir gingen hindurch.

Beeindruckt schaute ich mich um. Wir standen in einem riesigen Raum voller Schreibtische, Computer, Monitore und Menschen. Lange Tresen schlängelten sich durch den Raum, und auf jedem standen unzählige Rechner, vor denen glasig dreinblickende Leute saßen. Die Rückwand des Raumes bestand aus einem gigantischen Monitor, der in Dutzende von Sektoren unterteilt war. Darauf flimmerten Karten, Satellitenbilder, Aufnahmen von Überwachungskameras und vieles mehr. Die gedämpften Stimmen, klingelnden Telefone, summenden Computer und klappernden Tastaturen vereinten sich zu einem allgemeinen Hintergrundrauschen, das mich sofort erfasste, als ich durch die Tür trat.

»Das ist unsere Schaltzentrale«, erklärte Pearl, während sie mich weiterführte. Überall huschten Menschen herum oder hämmerten fieberhaft auf ihre Tastaturen ein, vermieden aber jeden Blickkontakt. Pearl fuhr fort, als würde sie es nicht bemerken; zumindest schien es ihr gleichgültig zu sein. »Talon hat überall auf der Welt Dutzende solcher Zentren. Hier werden die Aktivposten der Organisation überwacht, wir behalten die Aktivitäten des Sankt-Georgs-Ordens im Auge und verfolgen Personen, die für die Organisation von Interesse sind. Von hier aus decken wir vor allem den Westen der USA ab, also die Region, in der wir Ihre Schwester zurzeit vermuten.«

Sie blieb an einem Tisch stehen, an dem sich zwei Menschen gegenübermaßen, durch zwei große Bildschirme getrennt. Als Pearls Schatten auf die Tischplatte fiel, blickten

der übergewichtige Mann und die kleine Frau mit Brille auf und schenkten ihr ein höfliches, starres Lächeln, das sie schlichtweg ignorierte.

»Mr. Davids und Ms. Kimura wurden damit beauftragt, Ihre Schwester zu lokalisieren«, erklärte Pearl mir, ohne die beiden Menschen eines Blickes zu würdigen. »Sie versuchen, ihren Aufenthaltsort zu ermitteln, seit sie Crescent Beach verlassen hat. Unglücklicherweise konnten sie noch keine Spur von ihr oder Cobalt entdecken. Es sei denn, es hat sich etwas getan, seit ich weg war?«

Jetzt schaute sie auf die beiden Menschen herab, die sofort erbleichten.

»Nein, Ma'am«, antwortete der Mann schnell. »Bisher gibt es keinerlei Hinweis auf Ember Hill oder den Einzelgänger Cobalt. Wir wissen, dass sie noch irgendwo in Kalifornien sein müssen, aber abgesehen davon konnten wir es nicht näher eingrenzen.«

»Wo habt ihr bis jetzt gesucht?« Meine Frage lenkte sämtliche Blicke auf mich. Pearl zog überrascht und belustigt – oder gereizt? – die Augenbrauen hoch, doch ich achtete nicht weiter darauf. Die Menschen hingegen zögerten, da sie sich offenbar fragten, wer ich überhaupt war und warum ein wichtigtuerischer Junge im Anzug sich plötzlich in ihr Projekt einschaltete. Mit einem unverrückbaren Lächeln erwiderte ich höflich, aber bestimmt ihren Blick, und nach einem kurzen Moment schauten sie weg.

»In der Vergangenheit ist es uns gelungen, einige von Cobalts Nestern aufzuspüren«, informierte mich der Mann, nachdem er sich hastig wieder seinem Monitor zugewandt hatte. »Seine sogenannten ›Verstecke‹ für Einzelgänger. Da

wir gehofft hatten, er würde sich in einem von ihnen verkriechen, haben wir diese Gebiete im Auge behalten. Dummerweise verlegt er oft auch alle anderen, wenn eines der Nester auffliegt, deshalb konnten wir ihn bisher nicht orten.«

»Was ist mit seinem Netzwerk?«, fragte ich weiter. »Wenn er so viele verschiedene Verstecke hat, muss er doch irgendwie mit ihnen kommunizieren. Habt ihr versucht, anhand von Nachrichten seinen Standort zu ermitteln?«

»Natürlich«, nickte die Frau. »Wir versuchen schon seit Jahren, sein Sicherheitssystem zu knacken, haben es aber nie geschafft. Wer auch immer da auf der anderen Seite sitzt, weiß genau, was er tun muss, um uns auszusperrern.«

»Und was ist mit dem Georgsorden? Könnt ihr den irgendwie überwachen?«

Jetzt starrten mich die drei teils verwirrt, teils skeptisch an. »Ja«, sagte die Menschenfrau schließlich langsam. »Selbstverständlich verfügen wir über ein breit aufgefächertes System, mit dem wir die Bewegungen des Ordens verfolgen. Aber wir haben bereits eruiert, dass die Zelle in Crescent Beach in ihr Ordenshaus zurückgekehrt ist. Als Ms. Hill und Cobalt aus der Stadt geflohen sind, wurde ihre Spur schnell kalt, und der Georgsorden hat die Suche eingestellt. Nun gibt es seit Tagen keinerlei Aktivität des Ordens, zumindest nicht in dieser Region.«

»Wisst ihr, wo sich dieses Ordenshaus befindet?«

Wieder verwirrte Blicke. »Vermutlich könnten wir es lokalisieren«, überlegte der Mann stirnrunzelnd. »Aber, wie gesagt: In den vergangenen Tagen waren die Georgskrieger kaum aktiv. Wir halten es für wichtiger, Cobalts Untergrundnetzwerk aufzudecken ...«

»Stellt die Suche nach den Versteckten ein«, unterbrach ich ihn. »Dort werden wir Ember nicht finden. So wie ich meine Schwester kenne, wird sie nicht einfach irgendwo herumsitzen und sich verstecken. Ihr verschwendet eure Zeit, wenn ihr nach den beiden sucht.« Ich drehte mich zu dem gigantischen Monitor an der Rückwand des Saals um. »Findet die Georgskrieger«, befahl ich und spürte dabei Pearls neugierigen Blick im Rücken. »Fangt an, nach dem Orden zu suchen. Das Ordenshaus ist ein guter Ausgangspunkt. Stellt fest, wo es sich befindet, und informiert mich dann.«

Fassungslos starrten die beiden Menschen mich an, offenbar völlig perplex, aber zu höflich, um etwas zu sagen. Pearl hingegen hatte da weniger Hemmungen. »Warum?«, fragte sie mich leise. »Die klare Anweisung des VP war, das Netzwerk des Einzelgängers aufzudecken, und nun sagen Sie uns, wir sollen die Suche nach ihm und nach Ihrer Schwester einstellen. Wissen Sie etwas, das wir nicht wissen, Mr. Hill?«

»Nein.« Noch immer fixierte ich die Monitorwand und eine der vielen Landkarten, die dort angezeigt wurden. Einen konkreten Beweis hatte ich nicht. Es war nur eine Ahnung, ein Bauchgefühl, das mich schon vor meiner Abreise aus Crescent Beach überkommen hatte. Aber meine Intuition lag meistens richtig, und ich hatte gelernt, auf meinen Bauch zu vertrauen, vor allem, wenn es um meine Schwester ging. Hätte ich doch nur schon früher auf ihn gehört. Viel, viel früher.

»Aber da war ein ... Mensch«, fuhr ich fort, als mich alle anstarrten, als wäre ich verrückt geworden. »Einer von

den Leuten, die wir in Crescent Beach kennengelernt haben. Er war mit meiner Schwester befreundet. Ich bin ihm nur ein oder zwei Mal begegnet. Aber ... er hatte immer etwas an sich, das mir nicht gefallen hat. Einmal habe ich ihn kämpfen sehen, und er hatte definitiv eine entsprechende Ausbildung. Außerdem ist er irgendwann wie aus dem Nichts aufgetaucht und schwirrte dann ständig um meine Schwester herum.«

»Das alles ist kein hinreichender Grund für einen Verdacht, Mr. Hill«, erwiderte Pearl mit ruhiger Logik. »Sie können nicht erwarten, dass wir einfach alles hinschmeißen und einen vollkommen neuen Aktionsplan entwickeln, nur weil Sie so eine Ahnung haben.«

»In der Nacht, als Ember Crescent Beach verlassen hat«, fuhr ich fort, ohne auf ihren Einwand einzugehen, »sagte sie mir, dass sie sich mit diesem Menschen treffen wolle, und zwar allein. Sie meinte, sie wolle sich von ihm verabschieden, bevor sie ihr Leben als Einzelgänger beginnt.« Bei der Erinnerung schnürte sich mein Brustkorb zusammen. »Da habe ich sie das letzte Mal gesehen. Ich weiß nicht, ob dieser Mensch dem Orden angehörte«, fügte ich hinzu und drehte mich wieder zu Pearl und den Talon-Angestellten um. »Aber ich vermute es. Und sowohl Ember als auch Lilith wurden an diesem Abend von Georgskriegern angegriffen. Ember stand diesem Menschen nahe. Sie ... könnte ihm gewisse Dinge anvertraut haben, Dinge über uns. Über Talon. Falls ihr ihn aufspüren oder ermitteln könnt, welcher Zelle er angehört, könnte er uns zu Ember führen.«

»Und wenn nicht?«

Ich kniff die Augen zusammen. »Dann könnt ihr mir die

Schuld geben. Aber einen Versuch ist es wert. Immer noch besser, als Orte abzusuchen, an denen sie *eventuell* auftaucht, oder zu versuchen, in ein bombensicheres Netzwerk einzudringen.«

Nachdem sie mich eine ganze Weile abschätzend gemustert hatte, sagte Pearl: »Also gut, Mr. Hill. Es ist ja nicht so, als hätten wir eine Wahl, immerhin hat Mr. Roth Ihnen die Leitung übertragen. Dann machen wir es auf Ihre Art.« Sie drehte sich zu den Menschen um. »Ihr habt ihn gehört. Findet das Ordenshaus, überwacht sämtliche Ordenstätigkeiten in der Region. Wenn diese Georgskrieger auch nur niesen, will ich es wissen.« Trotzigt richteten sich ihre klaren blauen Augen wieder auf mich. »Konnten Sie zufällig den Namen dieses Menschen aufschnappen, Mr. Hill?«

Ich nickte. »Ja.« Leise brodelte die Wut in meinem Bauch: Wut auf den Einzelgänger, auf den Georgsorden und auf diesen Menschen – sie hatten mir meine Schwester weggenommen. Und sie hatten alles in Gefahr gebracht, was ich für mich bei Talon plante. Ich würde sie finden, und nichts würde mich davon abhalten, sie zurückzubringen. »Sein Name war Garret Xavier Sebastian.«

Ember

Drei Stunden auf dem Sozius eines Motorrads, in denen die Sonne auf mich herunterbrannte und der Wind an meinen Haaren riss, waren zwar berauschend, riefen mir aber auch wieder in Erinnerung, warum Fliegen immer noch besser war.

»Alles klar da hinten, Rotschopf?«, rief Riley über die Schulter. Ich hob das Gesicht von seiner Lederjacke und entdeckte mein Spiegelbild in den Gläsern seiner Sonnenbrille: Meine Haare tanzten wie eine zuckende Flamme auf meinem Kopf herum. Sie waren zu kurz, um sie zurückzubinden, aber lang genug, um furchtbar zu verfilzen, bis wir irgendwann anhielten. Vor uns erstreckte sich der Highway wie ein endloser Betonstreifen in Richtung Osten. Ringsum bot die Mojawewüste wenig landschaftliche Abwechslung: Sand, Gestrüpp, Kakteen, Felsen und hin und wieder einmal ein Falke oder Truthahngerier. Die warme Luft flimmerte, aber hohe Temperaturen hatten mir noch nie etwas ausgemacht. Unsereiner war hervorragend an sengende Hitze angepasst.

»Mein Hintern ist eingeschlafen!«, rief ich zurück, was ihm ein trockenes Grinsen entlockte. »Ich werde Stunden brauchen, um meine Haare zu entwirren, und ich glaube, ich habe ungefähr vier Käfer verschluckt. Und ich schwöre

dir, Riley: Wenn du jetzt sagst, ich soll einfach den Mund zumachen, wirst du den Rest der Strecke im Damensattel reiten.«

Sein Grinsen wurde breiter. »Wir brauchen noch ungefähr eine Dreiviertelstunde. Halt durch.«

Seufzend lehnte ich die Wange wieder an seinen Rücken und sah zu, wie die eintönige Landschaft an uns vorbeischoß. Dabei gingen meine Gedanken auf Wanderschaft.

Wir hatten Crescent Beach vor drei Tagen verlassen. Vor drei Tagen war meine Welt auf den Kopf gestellt worden, vor drei Tagen hatte ich erfahren, dass Talon mir so einiges verheimlichte, vor drei Tagen hatte ich gegen die Krieger des Georgsordens gekämpft und herausgefunden, dass Garret nicht der war, für den ich ihn gehalten hatte. Vor drei Tagen hatte ich entschieden, dass ich mich von Talon lossagen und mit Riley die Stadt verlassen würde, wodurch ich meine Familie und mein altes Leben aufgab und in den Augen von Talon als Verräterin galt.

Vor drei Tagen hatte ich Garret das letzte Mal gesehen. Und Dante.

Ich krallte mich an Rileys Jacke fest, als Wut, Trauer und Schuldgefühle in mir aufstiegen – gegenüber beiden. Wut über ihre Lügen, weil ich ihnen vertraut hatte und sie dieses Vertrauen schwer enttäuscht hatten. Garret gehörte dem Orden des Heiligen Georg an. Er war nach Crescent Beach geschickt worden, um mich zu töten. Und Dante, mein Bruder, der versprochen hatte, mir immer und unter allen Umständen zur Seite zu stehen, hatte mich an Talon verraten, als er herausfand, dass ich mich von der Organisa-

tion lossagen wollte. Aber Garret hatte einen Teil seiner Schuld immerhin wiedergutmacht, indem er Riley und mich erst vor einem Auftragsmörder von Talon gerettet und uns dann vor seinen eigenen Leuten gewarnt hatte. Seinetwegen war ich jetzt überhaupt hier, saß hinten auf Rileys Maschine und raste mit ihm durch die Mojavewüste. Wo mein Bruder war, wusste ich nicht, hoffte aber, dass es ihm gut ging. Ja, er hatte mich an Talon ausgeliefert, aber ich kannte Dante – er war der Meinung, das Richtige getan zu haben.

Dämlicher Zwilling. Er kannte noch immer nicht die Wahrheit über die Organisation, ihre dunklen Geheimnisse, all die Lügen, die sie uns aufsticht. Letzten Endes würde ich ihm die Augen öffnen. Und schon bald würde ich ihn aus Talons Fängen befreien.

Nachdem ich mich um diese andere Sache gekümmert hatte.

Die Sonne näherte sich schon dem Horizont, als Riley endlich vom Gas ging und auf einen großen, fast leeren Parkplatz neben der Straße einbog. Während wir durch den Schatten des großen Schildes fuhren, das am Straßenrand auftrug, hob ich den Kopf und entzifferte blinzeln: »Spanish Manor«. Doch statt des vollmundig angekündigten Herrenhauses wartete am Ende des Parkplatzes nur ein schäbiges, kastenförmiges Motel auf uns. Mit knapp zehn Meter Abstand reihten sich die gelben Zimmertüren aneinander, von denen bereits die Farbe abblätterte, und in den dunklen Fenstern hingen hässliche orangefarbene Gardinen. Vor dem Haus stand genau ein Auto, ein alter weißer Van, und hätte im Fenster des Verwalterbüros nicht

ein Neonschild fröhlich verkündet, dass noch Zimmer frei waren, hätte ich das Motel für verlassen gehalten.

Riley fuhr direkt neben den Van, schaltete den Motor aus, und wir stiegen ab. Erleichtert hob ich die Arme über den Kopf und streckte mich, bis mein Rücken knackte. Vorsichtig versuchte ich, mir mit den Fingern die Haare zu kämmen, aber sie waren genauso verknotet, wie ich befürchtet hatte. Mit zusammengebissenen Zähnen zog ich an den Nestern und zupfte einige rote Strähnen heraus, was Riley offenbar äußerst amüsant fand. Ich warf ihm einen finsternen Blick zu.

»Aua. Okay, beim nächsten Mal trage ich einen Helm«, beschloss ich, was ihn nur noch breiter grinsen ließ. Ich verdrehte die Augen und führte den aussichtslosen Kampf gegen die Nester fort. Von allen menschlichen Schönheitsgepflogenheiten fand ich Haare am nervigsten und aufwendigsten. Wie viel Zeit man damit verschwendete, sie zu waschen, zu bürsten, zu frisieren und zu stylen – mit Schuppen hatte man diese Probleme nicht. »Wo sind wir überhaupt?«, murmelte ich, während ich einen besonders widerspenstigen Knoten bearbeitete und gleichzeitig versuchte, meinen inneren Drachen zu ignorieren. Was gar nicht so einfach war. Der große, schlanke, breitschultrige Riley gab in seiner Lederkluft den perfekten Rockerrebeln ab, vor allem, wenn er sich so wie jetzt lässig gegen sein Motorrad lehnte und der Wind durch seine dunklen Haare fuhr. Er nahm die Sonnenbrille ab und schob sie in seine Hosentasche.

»Wir sind ungefähr eine Stunde von Vegas entfernt«, erklärte er und deutete mit dem Kopf auf das herunter-

gekommene Spanish Manor. »Wes hat gesagt, dass wir uns hier treffen sollen. Komm mit.«

Ich folgte ihm über den Parkplatz, dann eine rostige Außentreppe hinauf und den Gang im ersten Stock entlang, bis wir ganz hinten vor einer der ausgebleichten gelben Türen standen. Die Vorhänge hinter dem schmutzigen Fenster waren zugezogen, und drinnen war es dunkel. Riley schaute sich kurz um, dann klopfte er drei Mal kurz und zwei Mal lang.

Schließlich wurde die Tür von einem schlaksigen Menschen geöffnet, der uns unter einem Schopf aus zerzausten braunen Haaren hervor musterte. Anstelle einer Begrüßung warf er mir nur einen finsternen Blick zu, dann trat er beiseite, um uns reinzulassen.

»Wurde auch Zeit, dass ihr auftaucht.« Wes knallte die Tür zu und verriegelte sie, als wären wir in einem Spionagethriller, wo überall in den Kakteen feindliche Agenten lauerten. »Ich hatte euch schon vor Stunden erwartet. Was ist passiert?«

»Ich musste einen Zwischenstopp in L.A. einlegen und ein paar Sachen holen«, erklärte Riley, während er sich an ihm vorbeischoob. Was für »Sachen« das genau waren, sagte er nicht, nämlich eine Reisetasche voller Waffen und Munition. Da weder er noch Wes mir Beachtung schenkten, sah ich mich in dem Zimmer um. Ein kurzer Blick reichte aus: klein, unordentlich, durchschnittlich. An der Wand stand ein zerwühltes Bett, und überall lagen Getränkedosen herum. Auf dem Tisch in der Ecke stand ein Laptop, über dessen Bildschirm unzusammenhängende Worte und Formeln flimmerten, ordentlich in Reihen aufgeteilt.

»Riley ...«, begann Wes warnend.

»Wo sind die Nestlinge?« Riley ließ ihn gar nicht zu Wort kommen. »Sind sie in Ordnung? Hast du das Versteck gefunden?«

»Es geht ihnen gut«, antwortete Wes ungeduldig. »Ich habe sie in der Nähe von San Francisco bei diesem Walter untergebracht und ihnen die strikte Anweisung erteilt, nicht eine Schuppe aus dem Haus zu strecken, bis sie von dir hören. Denen geht es blendend. Um *uns* müssen wir uns mehr Sorgen machen.«

»Gut.« Riley nickte knapp, ging zum Tisch und beugte sich zum Laptop hinunter. »Das ist es also?«, murmelte er und kniff die Augen zusammen. »Da müssen wir heute Nacht hin? Hast du alles bekommen, was du brauchst?«

»Riley!« Wes war ihm gefolgt. »Hast du auch nur ein Wort von dem gehört, was ich gerade gesagt habe, Kumpel? Weißt du eigentlich, wie hirnverbrannt das ist? Hörst du mir überhaupt zu?« Als der Angesprochene ihn ignorierte, runzelte Wes wütend die Stirn, streckte die Hand aus und klappte den Laptop zu.

Ruckartig richtete Riley sich auf und starrte den Menschen finster an. Im Halbdunkel schienen seine Augen plötzlich gelb zu glühen, und in der Luft lag diese brodelnde Energie, die eine Verwandlung ankündigt. Rileys wahre Gestalt wand sich dicht unter der Oberfläche und musterte den Menschen mit wütend funkelnden, goldenen Augen.

Bewundernswerterweise gab Wes kein Stück nach.

»Du müsstest dich mal hören, Riley«, fuhr er mit ernster Stimme fort. »Überleg dir mal, was du da eigentlich vorhast. Hier geht es nicht darum, Talon einen Nestling

